

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 190.

Posen, den 21. August 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Mayell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.

9. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

„Ich wußte nicht, daß du überhaupt etwas glaubst,“ lächelte er. „In welchen Gefilden des Denkens wandert denn dein Geist?“

„Spotte nicht,“ antwortete sie. Sie hatte ein wenig Angst vor seinem Sarkasmus, wie alle Kinder und Frühreifen. „Ich dachte gerade über deinen Namen nach.“

Er runzelte die Stirn.

„Was zum Teufel kümmerst du dich immer um meinen Namen? Ich habe dir gesagt, daß es nur zu deinem Besten ist, wenn ich Benson heiße und in dieser Stadt als Benson bekannt bin. Wenn wir nach London kommen, wirst du meinen Namen schon erfahren.“

Sie nickte.

„Ich weiß, warum du dich versteckst.“

Er sah sie scharf an:

„Nun, warum denn?“

„Weil du schon verheiratet bist.“

Er sah sie einen Augenblick lang an, dann brach er in ein so schallendes Gelächter aus, daß das Mädchen sofort wußte, ihr Schuß war weit am Ziel vorbeigegangen.

„Du bist ein merkwürdiges Geschöpf,“ sagte er dann und stand auf. „Jetzt gehe ich fort, um einen alten Freund von uns zu besuchen.“

„Von uns?“ fragte sie mißtrauisch.

„Brigot ist der Name des Herrn.“

„Er wird dich nicht empfangen!“

„Meinst du? Ich bin überzeugt, er wird es doch tun.“

Herr Brigot würde nicht freiwillig jemanden empfangen haben, dessen Name für ihn wie eine Verwünschung klang, aber Cartwright überwand die Schwierigkeit, indem er einfach eine Karte hineinschickte, auf der er den Namen von Brigots Anwalt geschrieben hatte.

„Sie!“ sprudelte Herr Brigot heraus und sprang auf, als der andere ins Zimmer trat und die Tür hinter sich schloß. „Das ist eine Herausforderung! Das ist ungeheuerlich! Sie werden sofort dieses Haus verlassen oder ich werde nach der Polizei schicken!“

„Also, jetzt seien Sie mal einen Moment still, Brigot,“ Cartwright setzte sich kalt lächelnd hin. „Ich besuche Sie, wie ein Geschäftsmann den andern besucht.“

„Ich weigere mich, mit Ihnen über Geschäfte zu reden,“ tobte sein unwilliger Wirt. „Sie sind ein Schuft, ein Verräter — ach, was rede ich denn überhaupt mit Ihnen!“

„Weil Sie bankrott sind!“ warf Cartwright in ruhigem, sich immer gleichbleibenden Ton ein, und er gebrauchte das spanische Wort für „bankrott“, das so viel ausdrucksvoller ist als englische.

Die Unterhaltung wurde nun auf Spanisch weitergeführt, denn Cartwright hatte eine genaue Kenntnis dieser Sprache mit all ihren Ausdrücken und Dialekten.

„Ihre Gläubiger in Paris rotten sich zusammen wie Geier um eine tote Kuh. Ihr Versuch, Ihr maurisches Besitztum zu verkaufen, ist ein Fehlschlag gewesen.“

„Sie wissen ja ungeheuer viel,“ höhnte Brigot. „Vielleicht wissen Sie auch, daß ich die Mine selbst bearbeiten werde?“

Der Engländer sicherte.

„Das habe ich Sie schon jahrelang sagen hören. Aber Tatsache ist, daß Sie ganz unfähig sind, wirklich ernsthaft einen Betrieb zu leiten. Dazu sind Sie nicht großzügig genug. — Also, Brigot, wir wollen nicht streiten. Es ist jetzt Zeit, unseren Pant zu begraben. Ich bin Geschäftsmann und Sie ebenfalls. Sie sind ebenso darauf bedacht, Ihren Besitz für einen guten Preis zu verkaufen, wie ich es bin, ihn zu erwerben. Ich will Ihnen ein Angebot machen.“

Herr Brigot lachte spöttisch:

„Zehntausend Pfund, wie? Um für eine schöne, amerikanische Witwe ein Haus zu bauen, wie?“

Cartwright ließ die Stichelei mit einem Lächeln über sich ergehen.

„Ich lasse mir nicht auf die Hände sehen.“

„Die werden auch verdammt dreckig sein.“ Herr Brigot hatte bereits seine glänzende Sechsstündige Laure.

„Ich weiß, daß es Gold in Angera gibt,“ fuhr der andere fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „und ich weiß, daß Ihre Mine, wenn sie richtig bearbeitet wird, große Profite abwerfen kann.“

„Ich werde verkaufen,“ sagte Herr Brigot nach einigem Nachdenken, „aber zu einem richtigen Preis. Ich habe es Ihnen schon vorher gesagt, zum richtigen Preis werde ich verkaufen.“

„Aber was ist das für ein Preis!“ Cartwright runzelte die Stirn mit dem Ausdruck äußerster Verzweiflung. „So viel Geld gibt's ja in der ganzen Welt nicht!“

„Das macht nichts — so viel kostet es aber,“ Herr Brigot wurde gemütl.

„Ich werde Ihnen sagen, was ich tun will.“ Cartwright rieb sich das Kinn, als ob dieser Ausweg ihm eben eingefallen sei. „Ich werde Ihr Grundeigentum in London wieder flott machen, indem ich es mit anderem Grund zusammenschlage, den ich in der Nachbarschaft gekauft habe. Und ich will Ihnen zweihunderttausend Pfund bezahlen — also sechs Millionen Franken.“

Herr Brigot fing an, sich zu interessieren. Er war so stark interessiert, daß er für einen Augenblick seine Feindseligkeit und seine privaten Schmerzen vergaß. Es stimmte schon, was Cartwright gesagt hatte, seine Gläubiger wurden ungemütl.

„Bar natürlich?“

Cartwright schüttelte den Kopf.

„Einen Teil können Sie bar bekommen, den andern in Aktien.“

„Bah!“ Brigot schnippte mit den Fingern. „Aktien kann ich selbst emittieren, mein Freund. Was sind Aktien? Papierfetzen, für die sich die Tinte nicht lohnt. Nein, nein, Sie betrügen mich. Ich dachte, Sie kämen mit einem wirklichen Angebot zu mir. Wir können keine Geschäfte miteinander machen, Herr Cartwright. Guten Abend.“

Cartwright rührte sich nicht.

„Ein Teil in bar — sagen wir fünfzehntausend Pfund.“ schlug er vor; „das ist doch ein Haufen Geld.“

„Für Sie — ja, aber nicht für mich,“ Brigot wurde immer großartiger. „Geben Sie mir zwei Drittel in bar, den Rest will ich in Aktien nehmen. Das ist mein letztes Wort.“

Cartwright erhob sich.

„Dieses Angebot halten Sie mir offen, bis — wann?“

„Bis morgen um diese Zeit,“ erwiderte Brigot.

Gerade als Cartwright gehen wollte, klopfte jemand an die Tür. Es war Brigots „Sekretär“, der gleichzeitig auch sein Kammerdiener war. Er übergab dem Spanier ein Telegramm. Brigot öffnete es und las. Er brauchte lange, um den Inhalt zu verdauen, und Cartwright wartete auf einen günstigen Moment, um sich zu empfehlen. Die ganze Zeit über arbeitete sein Kopf unablässig, und er glaubte, Land zu sehen. Zwei Drittel des Geldes konnte man aufstreifen. Dann durfte er wieder aufatmen.

Jetzt faltete Brigot das Telegramm wieder zusammen und steckte es in die Tasche. Auf seinem Gesicht lag ein seliges Lächeln.

„Gute Abend, Senjor Brigot,“ grüßte ihn Cartwright, „morgen komme ich mit dem Geld zu Ihnen.“

„Das wird aber viel Geld sein müssen, mein Freund!“ Es lag ein heimlicher Jubel in Brigots Stimme. „Es wird Sie eine halbe Million englische Pfund kosten, um meinen kleinen Besitz zu kaufen.“

Cartwright schnappte nach Luft.

„Was meinen Sie?“

„Kennen Sie die Finanzleute Gebrüder Salomon in London?“

„Sehr gut sogar,“ erwiderte Cartwright ruhig. Er hatte guten Grund, Gebrüder Salomon zu kennen, da diese ein großes Aktienpaket seines neuen Syndikats übernommen hatten.

„Ich habe eben ein Telegramm bekommen von Gebrüder Salomon,“ sagte Senjor Brigot sehr langsam. „Sie bitten mich, ihnen das Datum anzugeben, an dem mein Besitzum auf Ihr Syndikat überschrieben wurde. Sie teilen mir mit, daß es zu Ihrem Gelände gehöre, welches Sie in die Gründung eingebracht haben. Sie wissen selbst am besten, Herr Cartwright, ob Ihre kleine Mine jetzt eine halbe Million englische Pfund wert ist — besonders wenn ich ein Datum hinschreibe, das Ihnen in den Kram paßt.“

„Erpressung, wie?“ sagte Cartwright durch die Zähne, und ohne ein Wort verließ er das Zimmer.

VII.

Er ging direkt in seine Wohnung in der Avenue de la Grande Armée, und Sadie konnte an seinem Gesicht leicht erkennen, daß etwas geschehen war.

„Du könntest meinen Koffer packen, ja?“ Er war kurz angebunden. „Ich habe einige Briefe zu schreiben. Ich fahre nach London. Habe etwas Wichtiges dort zu tun und werde wohl eine Zeitlang wegbleiben.“

Klugerweise stellte sie keine Fragen, sondern führte seine Befehle aus. Als sie mit einer kleinen Reisetasche in der Hand zurückkam, löschte er gerade den Umschlag des letzten Briefes ab.

„Trage sie bitte auf die Post, wenn ich fort bin.“

„Soll ich nicht zum Bahnhof mitgehen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Je weniger wir beide zusammen gesehen werden, um so besser ist es, meine ich,“ sagte er mit schwachen Lächeln.

Er öffnete eine Schublade seines Schreibtisches, nahm eine Geldkassette heraus und entnahm ihr ein dickes Bündel Banknoten. Er zählte es geschwind durch und warf ihr einen ansehnlichen Packen in den Schoß.

„Du wirst das brauchen. Du weißt, daß du ein regelmäßiges Einkommen hast, aber dazu mußt du mit der Bank in Verbindung bleiben. Für den Augenblick

möchte ich dir raten, nach —“ er sah zur Decke empor, als stände etwas daran, „— nach Nizza oder Monte Carlo zu gehen. Halte dich aber dem Spieltisch fern!“ fügte er im Scherz hinzu.

„Aber — aber!“ das Mädchen war verwirrt, „wie lange wirst du denn wegbleiben? Darf ich dich nicht begleiten?“

„Das ist unmöglich. Du mußt nach dem Süden fahren, und zwar schon mit dem Abendzug. Gib keinem Menschen deine Adresse und nimm lieber einen anderen Namen an.“

„Steht es so schlecht?“

„Ziemlich. Aber laß' dich das nicht kümmern. Es ist möglich, daß ich ein ganzes Jahr fortbleibe, vielleicht auch länger. Du kannst anfangen, was du willst, aber gehe — wenigstens für die nächste Zeit — nicht in deinen Beruf zurück.“

„Ich dachte daran, zum Film zu gehen,“ sagte sie. Er nickte.

„Du kannst tun, was du willst — auch nach Amerika gehen — wenn ich sehr lange wegbleibe.“

Er stopfte den Rest der Banknoten in seine Tasche, nahm seinen Koffer, und verließ sie mit keinem anderen Lebenswohl als einem kurzen Kopfnicken. Sie sollte ihn nur noch ein einziges Mal in ihrem Leben wiedersehen.

Er fuhr mit dem Nachtdampfer über den Kanal und kam in den frühesten Morgenstunden nach London. Er ging direkt in sein Hotel, nahm ein Bad und rasierte sich. Er hatte seinen Entschluß schon gefaßt. Alles hing von der Nachsicht ab, die die Gebrüder Salomon seinem seltsamen Vergehen gegenüber üben würden.

Beim Frühstück las er in den „Times“, daß „Herr Richter Mayell sein Richteramt am vorhergehenden Tage angetreten habe“. Dieser Satz freute ihn aus irgend einem Grunde.

Um zehn Uhr war er in der City. Um halb elf hatte er eine Unterredung mit dem Seniorchef des Hauses Gebrüder Salomon, einem Mann mit ausdruckslosem Gesicht, der den etwas lahmen Entschuldigungen Cartwrights höflich zuhörte.

„Es handelt sich um den Irrtum eines tölpischen Angestellten,“ versuchte Cartwright leicht hin zu erläutern. „Sowie ich dem Fehler auf die Spur kam, fuhr ich nach London zurück, um das ganze Geld, das subskribiert wurde, zurückzuziehen.“

„Es ist sehr dumm, daß Sie nicht gestern kamen, Herr Cartwright,“ sagte Salomon nur.

„Warum denn?“

„Weil wir die Angelegenheit bereits unserem Rechtsanwalt übergeben haben. Ich glaube, es wäre besser, wenn Sie mit ihm unterhandeln wollten.“

Cartwright machte eine weitere Wallfahrt zu dem Rechtsanwalt von Gebrüder Salomon, der sich sehr abweisend verhielt. Das war ein böses Zeichen. Er kehrte in sein Büro in der Viktoria Street zurück, ganz überzeugt, daß es zum äußersten kommen würde. Jedenfalls war das Mädchen außer Reichweite. Was noch wichtiger war, es konnte als Hauptzeugin nicht verwendet werden. Sie war kein Weib, und ihre Lippen waren versiegelt. Dies war eine Folge seiner Heirat, die er nicht ganz übersehen hatte, als er diese seltsame Verbindung eingegangen war.

Wie dumm war er gewesen! Das Band hätte schon überschrieben und in seinen Händen sein können, wenn er sich nicht einen elenden, kleinen, spanischen Theaterdirektor zum Feinde gemacht hätte. Aber, überlegte er wiederum, wenn er sich mit jenem Theaterdirektor nicht gestritten hätte, so würde er ja nicht das Werkzeug besessen haben, um aus dem verliebten Brigot die Eigentumsübertragung herauszulocken.“

Zu oberst auf dem Haufen Briefe, die ihn erwarteten, lag einer, der mit fester, knabenhafter Handschrift geschrieben war, und Cartwright verzog ein wenig das Gesicht, als ob ihm jetzt zum ersten Male der Gedanke an die übernommene Verantwortung käme.

(Fortsetzung folgt.)

Tropennacht.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Eines der schönsten und erregendsten Abenteuer ist eine tropische Nacht in einem Pasangrahan auf Sumatra.

Man braucht nichts weiter zu tun, als den Mut zu haben, von Belawan, Pematang, Palombang aus einen Ausflug zu machen, eine dieser Rasthütten aufzusuchen, und man ist allein in einer fremden indischen Landschaft. Man erlebt sie, wie man das spannende Kapitel eines Buches erlebt: mit jedem Worte, mit jedem Satz neu und unerwartet.

Padang lag mit seinen weißen, glühenden Straßen weit hinter uns, an der tiefen Küste des indischen Meeres; mit diesem Hafen verschwanden auch die sonnigen Segelboote, die Kulis mit ihrem Ritschah, die japanischen Händler und chinesischen Restaurateure, die mit ihrer Bretterbude und ihren rätselhaften Gerichten umherziehen und mit einem schrillen Gong zu den „Mahlzeiten“ läuten; die laue Schwüle, die steile Hitze und der Sechszehn-Whisky in der Hotelhalle und auf der Veranda hinter den dichten Maziern verankerten immer mehr mit jedem Kilometer, den der holländische Zug eroberte; wir waren knapp vor Sonnenuntergang weit auf dem Hochlande von Padang Pandjang. Der Lärm der Affenherden wurde immer dünner und spärlicher; manchmal sahen wir hinter Palmen, Dornestrüpp und dichtem Gebüsch die Hütten Eingeborener. Es waren dünne Häuser mit aufgeschraubten, spitzen Dächern aus Bambus und Palmblättern, mit bemalten Wänden und zierlichen Fenstern und Veranden; bisweilen sah dem alten Hause ein neues, kleines, junges daran: die Hütte des zweiten Geschlechts.

Die Sonne verschwand in leichtem Dunst, in einem hellgrauen Pergnebel, als wir eines dieser Pasangrahans erreichten. Die zwei Malaien halfen dem chinesischen Koch beim Herrichten des Abendessens. Sie putzten die Dellampen und spannten die Mückenetze; sie holten Whisky, Sherry und Schnaps aus der Kiste und brachten Wasser.

Wir saßen am offenen Fenster und rauchten schwere, dicke Opiumzigaretten mit rotem Mundstück. Im leichten, nebelhaften Licht der Sonne standen unsicher und bage hohe Felswände und ferne Hügelketten und Berge. Hinter den Hütten griffen dünne, hohe Palmen in den Himmel. Fröhlich, ehe noch der letzte Sonnenstreifen verloscht war, stürzte die dunkle Nacht über das Land, als drängten sich die Berge aneinander, als liefen die Gebüsche und Wälder zusammen, wie die Wellen über einen geborstenen Damm.

Jetzt werden unten im Tieflande die Krokodile aus den tausend Flüssen kommen; langsam, schwarz, unsichtbar, wie wir es auf dem Äar Moesi bei Palembang gesehen hatten; wie kurze, schwere Baumstämme liegen sie an den Ufern in der wilden, gärenden Urwaldnacht.

Aber hier im Pasangrahan des Hochlandes ist es kühl. Und dennoch ist es keine Nacht wie bei uns, still, dem Schlummer zugehört. Wie das Echo des schwillen, tiefen Landes beginnt der Lärm der Insekten. Und Käfer, groß wie eine Kinderfaust, schlagen an die dünnen Wände der Hütte oder zerreißen das Netz an den kleinen Fenstern und fallen plump auf den Tisch. Es sind schwarze und blaue und grün schimmernde Käfer mit langen Scheren, und es knistert laut, wenn sie eifertig über eine Zeitung laufen. Der Malai nimmt sie ohne weiteres in die Hand und schleudert sie in diese rätselhaften, schwarze, tiefe Nacht hinaus, in die feuchte, fremde Luft der tropischen Landschaft zurück. Aber im nächsten Augenblick ist ein Nachtfalter da, groß wie meine Handfläche; er stürzt auf das Glas der Lampe zu und wirft es um; dann liegt er mit zitternden Flügeln auf dem Tisch; er ist samtblau und trägt die grünen Streifen eines hellen Mondlichtes.

Da öffnet sich die Tür, und ein nackter Mann, mit einem weißen Sarongtuch gegürtet, steht in der Hütte und bietet Bastmatten an. Mit ihm kommt ein Volk von Insekten in die Hütte, das den zwei Malaien tüchtig zu schaffen macht.

„Das ist Midan, der Mattenflechter,“ sagt der chinesische Koch und gibt ihm für ein Mittagessen Reis . . .

„Regen,“ meint der dunkelbraune Händler und öffnet die linke Hand, in der er einen Käfer verborgen hielt. Er zeigt auf die Fenster, und die zwei Malaien hängen die Matten vor die Türen. Kaum war der Händler fort, da lärmte der Regen in der Nacht; nicht tropfenweise, es rauschte wie ein Wasserfall; über die Mattendächer der Hütte brauschte das Wasser; es sang die ganze Nacht hindurch.

Das ist die Nacht in den Tropen. Wenn der Regen schwächer wird und leise an den Bastmatten vorbeist, dann hören wir den Lärm der Insektenwelt; das Leben rastet hier nie; immer ist ein anderes da, ein neues. Drunten in den glühenden Schlingeln, die die Kampongs belagern, tönt der Ruf des Tigers, und in den Nächten hört man das Trompeten der Elefanten, das Gebell der grauen Affen, ein rastloser Choral; die Vögel in den Bäumen, in den Bambusinseln, und die Tiere der Sümpfe. Und hier oben vor dem Regen das Surren der Käfer und gläsernen geflügelten Insekten; und während des Regens sind es tausend andere Tiere.

Welch eine Fülle von Leben, welch eine Unermesslichkeit, wie endlos und unfassbar ist diese Schöpfung! Jedes einzelne Leben trägt hundert andere! An hohen Bäumen wachsen Schlingengewächse; Dianas Klammer sich an die Nester der Palmen; alles ist verworren und verwirrt, wild und ungebärbig ist dieses Leben; unfassbar in seinen tausend Arten und Formen.

Selbst diese Nacht, weltferne in einem Pasangrahan, ist nichts anderes, als der Schauer von dem Unvergänglichen, von dem Ewigneuen, von dem Rätsel der Schöpfung.

Und in dieser Nacht, in einer fremden Einsamkeit, auf weichen Bastmatten, unter einem Blätterdach, auf dem der leise gewordene Regen singt, in dieser einsamen Nacht, zwischen dem Orchestrieren des ewigen Lebens, zwischen Schlummer und Wachsein, zwischen Traum und Wirklichkeit hängend, habe ich plötzlich das Gefühl, daß uns Menschen nicht ein Berg, nicht eine gigantische Größe unsere Winzigkeit auf dieser Erde so sehr empfinden läßt und deutlich macht, als dieses unfassbare myriadenfache Leben, als dieser unbegreifbare Reichtum der Schöpfung . . .

Gyrithe.

Skizze von Ellen Durlow.

Ich habe meine Freundin Gyrithe gekannt seitdem wir beide sieben Jahre alt waren. Sie war ein Charakter — schon damals. Alles machte sie ihrem Willen gefügig — selbst sogenannte tote Dinge. Alles wurde so, wie sie es sich wünschte und vorstellte. Ihre Mutter war Witwe in kleinen Verhältnissen. Gyrithe erhielt kleine, bescheidene zu Hause ausgeputzte Puppen zu ihren Geburtstagen, aber zu mir sagte sie immer: „Wenn du Lust hast, darfst du morgen nachmittag gern einmal zu mir kommen und mit meiner herrlichen neuen französischen Gelenkpuppe spielen!“

Ich kam, ließ mich entzücken und begeistern. Schließlich wurde auch die kleine, armelige Puppe mit Zelluloidkopf, gemalten Augen und einem dünnen Körperchen, der mit Sägemehl ausgestopft war, zu einer fabelhaften Pariser Puppe . . .

So war Gyrithe.

Die Jahre vergingen. Sie sprach von „dem Geschäft“ ihres Verlobten und von „der Villa meines Schwiegervaters“. Ich erlebte beide Teile. Der Verlobte besaß einen kleinen Kramladen, in dem er Briefpapier und billige „Galanteriewaren“ verhöferte. Dieses „Geschäft“ lag in einer dunklen Seitengasse. Der Schwiegervater bewohnte ein kleines Baugenossenschaftshaus an der äußersten Stadtpерiphery, wo Fuchs und Wolf sich „Gute Nacht“ sagen.

Eines schönen Tages war Gyrithe nicht mehr verlobt.

„In Wirklichkeit harmonisierten wir nicht recht!“ sagte sie. „Er hinderte mich als Künstlerin“ (sie malte ein wenig Porzellan mit entschiedenem Talent). „Ich muß allein sein, um mich entwickeln zu können — ich kann keine Behinderungen vertragen — ich brauche Handlungsfreiheit und Rücksichtnahme auf meine Stimmungen und Inspirationen.“ Die Wahrheit war die, daß der „Papierhändler“ eine reiche Witwe vorgezogen hatte, die Geld ins Geschäft steckte, das demzufolge postwendend mit Spiegelglas scheiben und anderen Schikanen ausgestattet wurde.

Die Jahre vergingen. Nur dann und wann traf ich Gyrithe. Wir waren Freunde wie in alten Tagen, aber ich hatte ein Heim und Kinder, während sie Porzellan malte und scheinbar immer froh und guter Dinge war. Inzwischen war sie 32 geworden.

Eines schönen Tages traf ich sie im Park.

„Ach, wie freue ich mich, dich wiederzusehen! Ich bin ja rasend glücklich. Ich habe mich verlobt! Mit dem schönsten Mann dieser Erde! Ach! Er ist zugleich auch der klügste — also einfach fabelhaft . . . Natürlich laufen wir nicht als „Verlobte“ in der Stadt herum und schäkern und tändeln wie 18jährige. So blöb' sind wir nicht. Wir heiraten bald. Am nächsten Freitag schon. Vom Standesamt aus gehen wir gleich zur Bahn und fahren nach dem Süden. Am Bahnhof werden uns die wenigen guten Freunde zum Abschied begrüßen und beglückwünschen. Du kommst doch auch? Nicht war?“

Ich versprach es.

Gyrithe hatte mich ein. „Du ahnst ja garnicht, welch einen prächtigen Kopf er hat. Ein Profil wie ein alter Niese, pechschwarzes Haar, nicht ein bißchen grau, trotzdem er doch 45 Jahre alt ist — und ein Glanz — ich liebe es, meine Finger durch seine starke Haarmähne gleiten zu lassen. Seine Augen sind stahlgrau — weißt du, ich liebe ja stahlgraue Augen — und seine Hände — lang, schmal, weiß und stark . . .“

Gyrithe verlor sich in Beschreibungen.

Vor meinem inneren Auge sah ich einen olympischen Gott, der auf die Erde herabgestiegen war . . .

Wir trennten uns. Von der hinteren Plattform der Elektrischen winkte sie mir begeistert zu. Ich hatte ganz vergessen, wie denn das Fabelwesen von Mann eigentlich hieß. Na — am Freitag würde ich ihn ja zu sehen bekommen . . .

Ich lenkte meine Schritte zu dem Antiquar, der im Keller haufte. Der kleine tränkliche Buchhändler war mir dabei behilflich, zu finden was ich suchte.

Ich bemerkte, daß er in seiner ganzen Art etwas fieberhaft war. Seine langen, feinen Hände — sie erinnerten mich im übrigen etwas an Ghrithes Schilderung ihres fabelhaften Verlobten — durchwühlten rastlos die Bücherhäufen. Sein scharfes, krankes Gesicht mit der kantigen, krummen Nase zuckte vor Nervosität, aber in seinen schönen, sonst recht traurigen Augen leuchtete ein etwas verzagtes Glückslächeln.

„Ich habe so viel zu tun und das macht mich etwas nervös“, entschuldigte er sich. Er hustete. Die Kellerruft hier unten war sicher nicht gut für seine Lungen, die schon nicht viel Platz in dem engen Brustkasten hatten. Wieder hustete er. „Ich werde mich in nächster Zeit ein wenig erholen — muß aber noch allerhand ordnen.“ Er war andauernd in Bewegung, huschte recht behende umher, trotzdem er das eine Bein etwas nachzog.

„Armer kleiner Kerl mit armen Freunden!“ dachte ich, als ich wieder auf die besonnte Straße trat.

*

Am Freitag hatte ich es verschlafen. Wenn ich es doch nur erreichte, meiner alten Freundin ein Lebenswohl zuzurufen! Ich stürzte zur Bahn.

Schon gab man das Signal zur Abfahrt. Ich stieß auf eine kleine Schar Menschen, die sich vor einem Abteil versammelt hatten. Ich erkannte einige von Ghrithes Bekannten. Ich winkte! Ich rief! Dann stand ich still und stierte in das Fenster des Abteils.

In diesem Fenster, das jetzt langsam entglitt, stand Ghrithes, groß und elegant — strahlend vor Glück — und ihr zur Seite — verlegen lächelnd, bleich vor innerer Erregung, mein kleiner, verhängelter und verwirrter Buchhändler aus dem Keller . . .

Aut. Uebersetzung aus dem Englischen.

Merkwürdige Gesetze.

In Kansas ist das Hühnerstehlen erlaubt.

Die gesetzgebenden Körperschaften der 48 amerikanischen Bundesstaaten setzen alles mögliche daran, um die Menschheit mit allerlei Gesetzen für oder gegen etwas zu beglücken. Zumeist gegen etwas. Jeder Kongreß muß einer Gruppe von Wählern gefällig sein, und da gibt es kein bequemeres Mittel, als irgend ein Gesetz in Vorschlag zu bringen. Daher die zahllosen Gesetze, die jährlich erlassen werden und durch die sich kein Mensch mehr zuwechtfindet.

In dem sittenstrengen Pennsylvanien ist es verboten, mit den Augen zu rollen, während in allen anderen Staaten jeder Jüngling jedes Mädchen so verliebt ansehen darf, wie er nur mag. Kommt also einmal ein New Yorker nach Pennsylvanien und wirft ein Auge auf ein schönes Mädchen, so kann dieses, wenn ihm das Liebeswerben nicht gefällt, den Missetäter sofort vor den Richter führen lassen — wegen „Augenrollens“.

Auch sonst weicht die amerikanische Gesetzgebung allerhand Absonderlichkeiten auf. In Arkansas ist das Stehlen von Hühnern nicht verboten, das ein besonders beliebter Sport der Neger zu sein scheint. Kürzlich wurde in Arkansas ein Gesetz eingebracht, das, wie es sich gehört, auch das Stehlen von Hühnern unter Strafe stellen soll. Der Vorschlag stieß aber in der gesetzgebenden Versammlung auf unerwartet starken Widerspruch. „Wo kommen wir hin“, rief ein Parlamentarier entrüstet aus, „wenn das Gesetz zur Annahme gelangt! Dann haben wir in kurzer Zeit so viel Neger in den Gefängnissen, daß es uns auf dem Lande an den nötigen Arbeitskräften fehlt.“ Und weil man ein sah, daß das Hühnerstehlen immerhin noch das kleinere Übel ist, wurde das Gesetz abgelehnt.

Während unsere Gesetze nur Alimentationsansprüche der Ehefrau kennen, kann im glücklichen Amerika auch ein geschiedener Ehe mann von seiner früheren Gattin die Zahlung einer Rente verlangen. So wurde kürzlich vor dem Gericht von Los Angeles eine geschiedene Frau dazu verurteilt, ihrem früheren Manne monatlich einen Betrag von fünfzig Dollar zu zahlen. Dieses eigenartige Urteil ist auf die Gesetzgebung in Kalifornien zurückzuführen, nach der eine Frau verpflichtet ist, ihrem geschiedenen Gatten Unterstützungsgelder zu gewähren, wenn ihr Einkommen erheblich größer als das seinige ist. Ein ähnlicher Fall wurde unlängst in San Francisco abgeurteilt. Diese sonderbare Auffassung der Gerichte wird übrigens von den Frauenvereinigungen Amerikas als durchaus berechtigt anerkannt.

In Newport müssen laut gesetzlicher Bestimmung alle Geburtsscheine mit dem Fingeraabdruck des Kindes versehen werden, in San Domingo dagegen ist die Mitnahme kleiner Kinder unter sechs Jahren auf den Eisenbahnen verboten.

Aus unserem Karitätenkasten.

168.

Peter der Große, Kaiser von Rußland, arbeitete in gemeiner Matrosentracht auf einer Schiffswerft in Amsterdam und Zaandam als Zimmermann, bis er sich den Meistertitel erworben hatte.

169.

Im Unabhängigkeitskriege der Niederländer wurde Ledergeld als Notmünze herausgegeben.

170.

Von den Negern werden diejenigen am häufigsten vom gelben Fieber befallen, welche am meisten europäische Lebensweise angenommen haben.

171.

Das Wort „Pferd“ ist wahrscheinlich gallischen Ursprungs und stammt von veredus, der lateinischen Form des keltischen vehoreda. Rheda ist der gallische Ausdruck für Wagen, dessen Name sich im Sanskrit als rhata, im Litauischen als rhataš (Rad) wiederfindet. Aus veredus wurde dann verbus und schließlich Verd oder Pferd.

172.

Die Massaifrau rasiert ihr Haar, der Mann flücht es zum Kopf.

173.

Kaiser Augustus „bestrafte“ den Gott Neptun für einen Sturm, indem er sein Bildnis bei den Zirkusspielen umhauen ließ.

174.

Die Königin der Alpenpflanzen, das Edelweiß, stammt aus den Steppengebieten des Himalaja.

175.

Zwei Fünftel von Rußland sind mit Wäldern bedeckt.

176.

Eine Kreuzspinne kann ihr Netz viermal erneuern, ohne in der Zwischenzeit Nahrung zu sich zu nehmen.

177.

Karibensische Beizen mit ihren Zähnen stählerne Angelhaken durch.

Aus aller Welt.

Das Hornblatt als nationales Sinnbild. Der Lieblingsbaum der Kanadier ist der Hornbaum, der in Kanada auch insofern als Nutzbaum betrachtet werden kann, als er ein wichtiger Zuckerlieferant ist. Alljährlich im Frühling wird die Rinde des Hornbaums angeschnitten und dann aus dem ungefähr drei Wochen lang austropfenden süßen Saft, den man durch Einstochen verdickt, ein schmackhafter brauner Zucker gewonnen. Diesen süßen und nützlichen Baum haben die Kanadier zu ihrem Nationalbaum gemacht. Das Wappen von Kanada zeigt ein Hornblatt, und wohin man kommt, sieht man bei patriotischen Kanadiern das in herbstlichen Farben ausgeführte Hornwappen. Auch das Nationallied beginnt mit den Worten: „Das Hornblatt für immer!“

Der Kanonenkugel-Baum. Ein Baum, dem die sonderbare Gestalt seiner Früchte seinen Namen gegeben hat, ist der „Kanonenkugel-Baum“ (Couropita guianensis), der hauptsächlich in Guyana vorkommt. Schon dadurch ist der hohe Baum merkwürdig, daß er seine Blüten und Früchte überhaupt nur am untersten Teil seines Stammes ausbildet, so daß sie zum Teil auf dem Erdboden aufliegen. Die glattschaligen Früchte aber zeichnen sich ihrerseits wieder durch eine ganz sonderbare Gestalt aus: sie sehen nämlich aus wie große Kugeln, und weil sie noch dazu steinhart sind, ähneln sie tatsächlich Kanonenkugeln. Wer während eines Sturms, der die Früchte von den Bäumen reißt, unter einem solchen Baum steht, ist wirklich seines Lebens nicht sicher, da er von einer ihn treffenden Kugel ganz gut erschlagen werden kann.

Reford-Rummel. In Zürich stellte ein junger Mann einen Dauerrekord im Klavierspielen auf, indem er annähernd 80 Stunden die Tasten eines Klaviers „müßhandelte“. In den letzten Tagen stellte ebenfalls in Zürich ein Billardspieler einen Rekord auf. Der Mann spielte volle 56 Stunden Billard. Das muß man doch schließlich als Refordunfuss betrachten, der einer besseren Sache würdige Kräfte absorbiert.

Fröhliche Ecke.

Schwedischer Humor. Der alte Anders hat beim Gutbesitzer Carstensen einen Auftrag ausgerichtet, und Carstensen lädt ihn zur Belohnung zu einem Schnaps ein. Anders liebt den Brantwein über die Maßen und leert das Glas mit solchem Behagen, daß der Gutbesitzer sich zu einigen ermahnenden Worten veranlaßt sieht: „Du weißt wohl, Anders, daß jeder Schnaps ein Nagel zum Sarg ist?“ — Anders wirft der Flasche, die Carstensen noch in der Hand hält, einen forschenden Blick zu: „Na,“ sagt er, „schlagen Sie noch einen Nagel ein, weil Sie doch gerade den Hammer in der Hand haben!“

Der Tornisterfisch. Der Häuptling beschlachtet seine eben neu eingekleidete Kompanie. Seine Spezialität ist neben dem Haarschnitt und der Gewehrfrage besonders der Tornisterfisch. Zuerst kopfschüttelnd, dann tadelnd und endlich sogar fluchend geht er von einem Mann zum andern. Plötzlich schreit er: „Feldwebel! Sehen Sie sich diesen Mann an!“

Die aufgeregt herbeieilende Kompaniemutter poltert unverzüglich los: „Jawoll, Herr Hauptmann, das muß sofort geändert werden.“

„Aber nein, nein, nein,“ brüllt der Hauptmann mit hochrotem Kopf, „so soll'n sie doch alle sein!“